

Die architektonische „Moderne“ des 20. Jahrhunderts ist eine Mogelpackung, die die lange Tradition der modernen Stadtentwicklung ignoriert.

Im großen Saal der Moderne

3. Januar 2008, Gerd Held

Die Moderne ist wieder in der Diskussion und es sind insbesondere unsere Städte, die im Zentrum der Debatte stehen. Aber was ist bei den gebauten Strukturen einer Gesellschaft, die eine ganz eigene Langsamkeit und Dauerhaftigkeit haben, überhaupt modern? Hier gibt es keine „Modernisierung am laufenden Band“, die die Städte ständig umkrepeln würde – auch wenn man es bisweilen versucht hat. Die moderne Stadt mit einer eigenen Identität gibt es schon lange. Sie ist ein Klassiker, hier ist die Moderne schon eine Tradition. In einem bekannten Geschichtswerk über die Stadtentwicklung in Frankreich (von Chartier und Le Roy Ladurie) umfasst die „ville des temps modernes“ (Die Stadt der modernen Zeiten) ganz selbstverständlich die vergangenen fünf Jahrhunderte. Für deutsche Ohren klingt das vielleicht ungewohnt: Die Frauenkirche in der Dresdener Barockstadt ist also modern. Ebenso ist es der Klassizismus, dem Berlin viele seiner erhabensten Bauwerke und Straßenanlagen verdankt, und natürlich die industrielle Reformstadt, die uns heute so viele 100jährige Jubiläen bei Bahnhöfen, Elektrizitätswerken, Kaufhäusern oder Hotels beschert. Modern sind alle diese Bauleistungen nicht, weil sie immer den gleichen Stil oder Gebäudetypus aufweisen würden, sondern weil sie – in immer wieder neuen Auslegungen – eine bestimmte bauliche Ordnung der Stadt verkörpern, die sich von anderen Kulturkreisen und vom europäischen Mittelalter deutlich abhebt. Mit ihr gelingt es, die Offenheit der neuzeitlichen Welt in die Kontinuität einer Form zu fassen.

Umso erstaunlicher ist, dass im 20. Jahrhundert – *nach* der Epoche der industriellen Stadtreform – eine Architektengruppe auftritt, die ihr Werk mit „die Moderne“ titulierte. Oder gar mit „klassischer Moderne“ oder „heroischer Moderne“. Die baulichen Leistungen dieser Gruppe sind recht unterschiedlich, im Einzelfall durchaus respektabel. Man arbeitet mit den Gestaltungsmöglichkeiten des Stahlbetons, mal in gerader Linie (Le Corbusier), mal in gebogener Linie (Niemeyer), man baut Sammelgebäude für Einzelhaushalte oder Funktionsgebäude für Einrichtungen. Es dominiert die Perspektive des Einzelbaus. Aus ihm wird, wenn überhaupt, die städtebauliche Idee entwickelt. Das Stadtganze ist nur Derivat. Die gebaute Wirklichkeit wird dabei an die kurze Leine genommen. Raum ist nicht mehr eine „Bedingung der Möglichkeit“ (Kant), die erst noch auslegt werden will, sondern sie ist unmittelbar ein Produkt, das zu funktionieren hat und auf diesen Zweck hin angelegt ist. Das ist ein denkwürdiger Traditionsbruch in der modernen Stadtentwicklung. Gerade noch hatten sich die Großstädte technisch stabilisiert und im Geistesleben eine Großstadtkultur aufscheinen lassen, die Georg Simmel's „Geistesleben der Großstädte“ oder Walter Benjamin's „Passagenwerk“ animierten. Dann brach diese Bewegung mitten in ihrem Lauf ab und eine Architektengeneration verkündete einen ganz neuen Ansatz. Dabei wurde die alte Führungsrolle der Architekten in der Baukunst neu beansprucht. Und auch eine kräftige Portion sozialer Demagogie gegen Investoren, Verwaltungen und Bauingenieure wurde bemüht - als habe man den sozialen Wohnungsbau erst wirklich erfunden. Natürlich schuf auch diese Generation gelungene Bauten, aber das

unterschied sie nicht von Anderen. Neu war, daß sie ihr Werk zum Weltverbesserungs-Programm aufblähte. Damit gewannen Wichtigtuerei und Scharlatanerie die Oberhand. Man beugte sich über die Reißbretter und zog der Welt einen neuen Scheitel. Die „Charta von Athen“ von 1930 wollte eine ganz neue Raumrechnung einführen, wie weiland der jakobinische Wohlfahrtausschuß es mit der Zeitrechnung versuchte.

Es ist eine Chance, dass gegenwärtig eine neue Diskussion über Modernität in Gang kommt und diesmal das Bauen im Vordergrund steht. Aber es wäre ganz falsch, ausgerechnet die Tabula-Rasa-Moderne, die allenfalls ein paar Jahrzehnte geprägt hat, zum Maß zu nehmen. Es kommt darauf an, die Tradition der modernen Stadtentwicklung in ihrem vollen Gehalt wiederaufzunehmen. Diese Entwicklung trat aus dem Schatten des Mittelalters heraus, indem sie zum Brennpunkt einer großen Zentralisierungsaufgabe wurde. Eine Welt, die schon damals unübersichtlich und offen gewordenen war, musste in einer säkularen Struktur, die sowohl erhaben als auch öffentlich war, erfaßt werden. Das sprengte die mittelalterliche Stadt, die eher Insel und Burg war. Die Barockstadt brachte eine ganz neue Präsenz der Gebäudeanordnung. Ihre Plätze und Straßen verwiesen hinaus in die Welt. Hier wurde schon früh eine ganz neue Rolle des Raums erfunden, die im Folgenden nur stilistisch und technisch variiert wurde: Die Fülle der Welt ließ sich nicht mehr direkt versammeln - sie mußte unter einer äußeren Form geordnet werden. So wie im Geld- und Rechtswesen trennt sich auch im Bauwesen eine räumlich-äußerliche Form vom Inhalt wechselnder Nutzungen und Funktionen. Diese Emanzipation der Form läßt sie zum Gegenstand eines ungeheuren, heute fast unbegreiflichen Aufwands werden: Aufwand der Maße und Proportionen in Bauhöhen und Spannweiten, Aufwand der Materialqualität und der Ausgestaltung der Fassaden und Straßenräume. Diese Sorge um die Form, die noch in den großen Bahnhofsbauten des Industriezeitalters spürbar ist, ist nicht nur Beiwerk. Die „Äußerlichkeit“ sollte nicht nur ausdrücken, was die Nutzer im Innern des Gebäudes taten, sondern auch ungenutzte Möglichkeiten, die die äußere Welt bot. Der umbaute Raum war Statthalter und Repräsentant ihrer Horizonte.

„Der ursprüngliche Ausgangspunkt des Städtebaus ist eine Wohnzelle“ formulierte dagegen die Charta von Athen und sieht Heim und Familie als „soziale Zelle“. Damit wurde die ganze Stadt von einem besonders engen Gesichtspunkt her angelegt. Die besten Orte der Stadt sollten nur der Versorgung ihrer Bewohner dienen. Das war das Gegenteil der ehrgeizigen Stadt, die sich an der Welt messen wollte. Le Corbusier wollte große verinselte Wohnriegel auf amorphen Grünflächen mitten in Paris. Die Gebäudeorganisation entlang der Straßen sollte aufgelöst werden – ein tödliches Schlafgift für das Großstadtleben. Man proklamierte das Prinzip „Die Form folgt der Funktion“. Das war das Gegenteil der modernen *Trennung* der Form vom Inhalt. Die Form wurde zum Knecht der Inhalte. Das führte zu einer neuen Schäbigkeit der Bauformen, da es ja nur noch auf den „Inhalt“ ankam. Der Geiz dieser Fassadenstürmerei, deren später Nachkomme die heutige Fassadenschmieri ist, erzeugte gesichtslose, autistische Gebäude – Häuser, die nicht mehr grüßen und die diesen Respekt auch nicht mehr von uns erwarten. Der Kurzschluss von der Funktion auf die Form kann aber auch zum manipulativen Gebrauch der Form führen. Ein Oscar Niemeyer verstand seinen gebogenen Beton als Akt der Sinnlichkeit („tropische Aufheizung“), als ob die tropische Hitze nicht auch bestens im alten Kolonialstil gedeihen würde. So wird der Architekt zum Erzähler des richtigen Lebens und will es nicht mehr den Bürgern überlassen, wie sie ihr Leben führen.

Die bauliche Form wird so von ihren eigenen Quellen abgeschnitten: von der Welt als äußeren Herausforderung und Verheißung. Wo aber dieser eigene Weltbezug der Form eliminiert ist, verliert sich die Gesellschaft im klein-klein der Nutzungen, der Willkür und des Neids. Dann

fehlt ihr der Bezug auf etwas Größeres, das eine Orientierung liefert. Es kann der Eindruck entstehen, die Moderne sei eine Willkürveranstaltung, in der „der Mensch im Mittelpunkt“ steht und die Machbarkeit der Welt ihren Höhepunkt erreicht. Betrachtet man aber die Entwicklung der modernen Stadt in einem längeren historischen Rhythmus, ist es gerade nicht diese Willkür des Fortschritts, die ihre eigentliche Tradition bildet, sondern die Öffnung zu einer Welt, die als Schöpfung immer größer ist als die menschlichen Fähigkeiten. Man muß also die Moderne gegen ihre falschen Freunde verteidigen, die sie verkürzen und auf ein bloßes Modernisieren herunterbringen. Die Moderne ist ein großer Saal, dessen erster Entwurf vor fünf Jahrhunderten schon jene Grundkonstellation enthält, an der wir uns immer orientieren und versichern.

In diesem großen Saal der Moderne bewegen wir uns auch heute, aber wir bewegen uns mehr schlecht als recht. Es ist kein Zufall, dass gegenwärtig die „Sozialatlanten“ der Städte in Mode sind. Sie verzeichnen bei Einkommen, Bildung, Gesundheit, Luftqualität oder Verbrechen immer neue Ungleichheiten zwischen Stadtteilen. Wer im Stadtteil X wohnt, kommt in Schule und Beruf schlechter voran als der Bewohner von Stadtteil Y. Oft lebt er sogar mit mehr Krankheiten und kürzer. Kein Wunder, wenn dann im Land die gefühlte Unzufriedenheit wächst, denn die Sozialatlanten kennen nur den Maßstab der Stadtteil-Gleichheit. Die zentralen Areale der Stadt kommen in ihnen gar nicht vor. Diese Areale sind der Ort, wo eine Baukultur Gemeingüter zur Verfügung stellt. Hier kommen Architektur und Städtebau als „öffentlicher Künste“, der Bedeutung für eine „vita activa“ Hannah Arendt unterstrichen hat, erst wirklich zur Geltung. Die Teilhabe an diesen Commons beginnt damit, daß die Bürger es sich zur Gewohnheit machen, von Zeit zu Zeit ihre Stadtteile zu verlassen und vor den repräsentativen Bauten der zentralen Areale am Defilé der Passanten teilzunehmen. Alexander Gauweiler hat in dieser Zeitung zu Recht auf die vielen Menschen aufmerksam gemacht, die sich an Bauten wie der Dresdener Frauenkirche wieder versammeln. Hier ist eine öffentliche Bewegungskultur der Teilhabe angelegt, die sich von dem schelen Blick auf den Nachbarstadtteil – einem Merkmal der Neid- und Angstgesellschaft – grundsätzlich unterscheidet.

Aber man würde die Stärke des Traditionsbruchs, die im 20. Jahrhundert in der modernen Stadtentwicklung eingetreten ist, unterschätzen, wenn man hier schon eine Wende proklamierte. Die Möglichkeiten der Teilhabe, die die moderne Stadt – und nur sie – durch ihre repräsentative Baukultur für eine Massengesellschaft bietet, sind heute weitgehend verschüttet. Wenn wir den Verfall gesellschaftlicher Formen beklagen, denken wir zuletzt an die baulichen Formen. Ihre Wirkung ist langsam und subtil, hat aber auch eine große Beharrlichkeit. Tritt hier ein Bruch ein, wirkt er lange nach. Wer sieht, wie Deutschland in diesen Monaten mit einer abenteuerlichen Geschwindigkeit in einem kleinlichen Streit um Wohlfahrtsunterschiede versinkt, wird gewahr, wie wenig krisenfeste Commons unser Land besitzt. Unsere Großstädte haben die Zerstörungen des 20. Jahrhunderts bewundernswert überstanden, aber echte Zentrale Orte unseres Landes sind sie nicht. Auch in diesen Tagen des weihnachtlichen Glanzes auf den Fassaden sollte man nicht übersehen, daß nur wenige Blicke wirklich auf ihnen verweilen. Wir müssen in den großen Saal der Moderne erst wieder hineinwachsen. Wer heute modern sein will, muß konservative Kraft haben.

(Manuskript vom 3.1.2008, erschienen als Essay in der Tageszeitung „Die Welt“)

